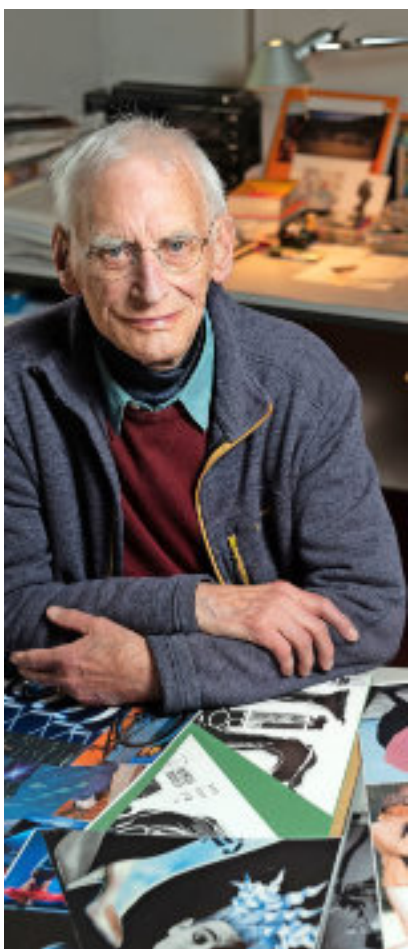


# Das Gras wies wächst

Franz Mon ist so aktiv wie eh und je. Dabei ist der Meister der Konkreten Poesie vor Kurzem 95 Jahre alt geworden. Jetzt sind ihm in Frankfurt und Friedberg zwei Ausstellungen gewidmet. Zuvor gibt es einen Besuch beim Sprachkünstler.

Von  
Christoph Schütte



Sprachmaterial: Franz Mon in seinem Arbeitszimmer in Frankfurt  
Foto Frank Röth

**D**as hat was, keine Frage. Auch wenn man sich erst einmal daran gewöhnen müsste. Und all die schönen, schrägen, schlimmen Wörter, mit denen wir alltäglich Umgang pflegen, müssten es erst recht. Wenn nämlich, wie Franz Mon es vor vielen Jahren einmal vorgeschlagen hat, man „jedem Wort, das du einmal benutzt hast“, einen Namen geben wollte. Nur für den Fall, dass es irgendwann noch einmal auftaucht, sei es als Zeichen, sei es als Schriftbild oder in einem Zusammenhang, an den man sich womöglich bloß noch vage erinnert. Damit man es auch ja wieder erkennt, wenn es so weit ist, und „je nach dem Erfolg, den es einstmals gebracht hat, streicheln oder prügeln, küssen oder kauen, stützen oder stoßen“ kann.

„Salzwasserwörter, schalltote Wörter, Bauchbindenwörter“, wie es in den Versen von „wörter voller worte“ heißt, die Mon einst der vor Kurzem gestorbenen Friederike Mayröcker gewidmet hat, „Schluckaufwörter, Schreibtischwörter, Herzensbrecherwörter“ und eine Menge mehr. Der Altmeister der Konkreten Poesie kennt sie bei all ihren immer wieder wunderlichen Namen, zieht sie aus und schaut sie an, nimmt sie auseinander und baut aus nichts als Sprache eine Welt. Mag sein, mit der Verständigung wird es dann gelegentlich ein wenig komplizierter. Die Kunst Franz Mons freilich zeichnet sich gerade dadurch aus: durch das Prügeln und Küssen, Schmecken und Liebkosen, das Walken, Kneten, Drehen und Wenden von Worten, Lauten und Schriften.

Durch das Bearbeiten all der Wörter, Silben und Lettern mithin, die ihm buchstäblich sein Vokabular vorstellen, gleich in welchem Medium er sich auch bewegt. Mons Kunst, sie ist zunächst vor allem Spiel. „Ich sammle Material“, erklärt er auf dem Weg ins Atelier, „und ich habe Berge von Material.“ Da mag man ihm, einmal oben in der Künstlerwerkstatt angekommen, nicht widersprechen. Schließlich passt zwischen Schreibtische und Arbeitstische, Ordner, Kisten, Bücher und diverse Stapel von Papier kaum noch ein Streichholz, wie der Hausherr lächelnd sagt. Und doch hat alles seine Ordnung.

Hier steht die mechanische Schreibmaschine mit dem schönen Namen „Monica“, auf der vor 50 Jahren einige seiner schönsten Zeichnungen überhaupt entstanden sind, dort finden sich Kartons und Kästchen, Schachteln und Schächtelchen mit im Laufe der Jahre und Jahrzehnte gesammelten Bildern und Prospekten, Texten und Wörtern, sortiert nach Farbe, Größe, Schrift und Type für die umfangreiche Werkgruppe seiner Collagen, die derzeit im Zentrum seines künstlerischen Interesses steht.

Mon, der im Mai seinen 95. Geburtstag gefeiert hat, ist offensichtlich noch immer viel beschäftigt. Nicht nur ist das lang ersehnte Werkverzeichnis noch nicht abgeschlossen, auch schreibt Mon gerade an der Biographie seines Vaters Karl, der nach dem Zweiten Weltkrieg den mittlerweile im Cornelsen Verlag aufgegangenen Hirschgraben Verlag gegründet hat.

Eben erst hat mit „Visuelle Poesie“ seine mittlerweile zweite Ausstellung in der Frankfurter Galerie Middendorff eröffnet, in deren Zentrum jener Wandteppich steht, der im Zusammenhang mit dem „Prix Bernard Heidsieck“ des Centre Pompidou entstanden ist, den Mon vor drei Jahren erhalten hat. Und keineswegs zuletzt öffnet im Juli jene Schau in Friedberg, die, glaubt man der Galeristin Heidi Hoffmann, schon jetzt ihre Tag- und Nachträume beherrscht. Eine Ausstellung, die für Hoffmann naturgemäß eine Herausforderung ist und dem Künstler eine Genugtuung sein dürfte, für den Betrachter freilich vor allem ein Versprechen darstellt.

Schließlich soll hier zum ersten Mal seit vielen Jahren jenes legendäre „Mortuarium“ präsentiert werden, das zwar 1970 bei der Biennale in Venedig, in São Paulo und selbst in Bielefeld zu sehen war. Doch obwohl Peter Iden die begehrte Installation in den Achtzigerjahren für das seinerzeit noch in Gründung befindliche Museum für Moderne Kunst erwarb, war es in Mons Heimatstadt Frankfurt bis heute nicht zu sehen.

Mag sein, dass das auch damit zu tun hat, dass Mon, der mit bürgerlichem Namen, „für die praktische Seite“ des Lebens, wie er sagt, noch immer Franz Löffelholz heißt, als Künstler seit jeher zwischen allen Stühlen sitzt. Dass er dem Literaturbetrieb als einer der bedeutendsten Vertreter der Konkreten Poesie, der er mit Helmut Heißenbüttel, Eugen Gomringer und Ernst Jandl zweifelsohne ist, womöglich trotz zwei Dutzend vorwiegend bei S. Fischer erschienenen Büchern als zu bildhaft galt, während er dem Kunstbetrieb lange zu sehr

der Sprache und der Schrift verhaftet schien – und mancher Kurator nicht recht wusste, woran er mit ihm war.

Dabei ist es Konsequenz, nicht Unentschiedenheit, die dieses Werk zusammenhält. Sprache ist Mon ein Material wie dem Bildhauer der Ton und dem Maler die Farbe. Mehr noch, dem jungen Studenten der Germanistik, Geschichte und Philosophie war die Kunst und insbesondere die Malerei, war das „Entdecken von Welten, die davor verschlossen waren“, nach dem Krieg wegweisend für das eigene Schaffen. Was die Nähe zu anderen Disziplinen im Grunde hinreichend erklärt.

Da ging es um die Begegnung mit Kandinskys epochemachender Schrift „Über das Geistige in der Kunst“, die ihn „die Autonomie des Visuellen“ lehrte. Da war aber auch die jahrzehntelange

Freundschaft zu Malern wie Karl Otto Götz, den er 1950 in der legendären Zimmergalerie Franck kennenlernte, wo sich Woche für Woche die junge Avantgarde traf. Und von dem heute das eine oder andere ganz wunderbare Blatt bei Mons zu Hause an den Wänden hängt, geradeso wie von manch anderen lebenslangen Künstlerfreunden wie Bernard Schultze und Wolfgang Schmidt, Carlfriedrich Claus und Jiří Kolář. Doppelbegabungen wie der Dichter selbst, auch wenn heute kaum noch jemand weiß, dass etwa Götz einmal als André Tamm vom Surrealismus beeinflusste Lyrik schrieb.

Während Götz freilich als „Quadrige“-Künstler und einer der wichtigsten Vertreter des Informel Weltruhm erlangte, hatte Mon sich schon als Schüler für das Wort entschieden. „Sprache

lebenslanglich“ ist nicht zufällig die zu seinem 90. Geburtstag erschienene Sammlung mit Essays überschrieben. In all ihren Facetten. Weniger als Bedeutungsträger denn als Werkstoff. Als Schrift und Bild und Klang, der sich mit den Mitteln der Poesie ebenso in Form bringen ließ wie auf Schallplatte und im Radio, wo „Das Gras wies wächst“ oder „Es, im Zustand wie gesehen“ und all die anderen entlang nachgerade musikalischen Prinzipien komponierten Sprach-, Hör- und Klangstücke erschienen sind. Und keineswegs zuletzt auf der Fläche des Papiers und mithin als Motiv im Bild.

„Es läuft dreispurig bei mir“, sagt der Künstler lapidar: „Literatur, Grafik, Hörspiele.“ Und das seit gut und gerne 70 Jahren. Zwischen allen Stühlen also, und Mon sah gar nicht ein, sich zu ent-

scheiden. Ohnehin habe er nie davon leben wollen, weil man da „auf den Empfänger angewiesen“ sei. Den Leser, Sammler, Kritiker und Kunstbetrachter also. Und damit im Zweifelsfall auf Kompromisse. Als Künstler aber wollte Mon vor allem frei sein. Weshalb er bis zur Rente als Lektor tätig blieb. Dabei hat er seine Werke durchaus immer auch verkauft. Allein, es hilft ja nichts. „Nach einer Weile ist das Geld weg – und das Blatt ist auch weg.“ Nur die Sprache, all die Wörter, Schriften und Laute seiner Sammlung, die kommen immer wieder zu Franz Mon zurück.

Die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Kai Middendorff, Niddstraße 84, ist bis zum 22. August zu sehen. Die Schau in der Friedberger Galerie Hoffmann in der Cöbeler Mühle wird am Wochenende des 10. Juli eröffnet und bis zum 21. November gezeigt.